

Als sie dem Gewicht der Welt noch heiter begegnete

Ingeborg Bachmanns erfolgreiche Hörspielserie aus der Nachkriegszeit war eine Soap Opera. Ihre Wiederentdeckung zeigt eine neue Facette ihres Werks.

Man glaubte, alles sei gesagt zum Werk der 1973 in Rom verstorbenen Ingeborg Bachmann, doch nun zeigt sich mit der Publikation der Hörspiel-Skripte „Die Radiofamilie“ ein neues Gesicht der österreichischen Dichterin. Bereits der Briefwechsel mit Paul Celan („Herzzeit“) und das „Kriegstagebuch“ dokumentierte die Nachkriegszeit. Doch niemand interessierte sich bisher für die Arbeit der Bachmann als Redaktorin und Autorin beim amerikanischen Besetzungssender „Rot-Weiss-Rot“ in Wien. Von 1951 bis 1953 produzierte sie dort Radioskripte und Entwürfe für Sendungen des Unterhaltungsprogramms. Sie selbst betrachtete diese Stelle als Brotjob und sprach kaum darüber. Dabei trug sie wesentlich zum Erfolg der zusammen mit zwei Kollegen produzierten Hörspielreihe „Die Radiofamilie“ bei. Nun hat der amerikanische Germanist Joseph McVeigh die lange als verschollen geglaubten Skripte Bachmanns herausgegeben, um einen Beitrag „zu einem neuen Verständnis der Dichterin und ihres Werkes in den frühen fünfziger Jahren“ zu leisten, wie er in seinem erhellenden Nachwort schreibt. Es ist die Zeit vom Auftauchen der damals 25-jährigen Bachmann in den Wiener Literatenkreisen; als sie ihre ersten Gedichte in Zeitschriften veröffentlichte und ihre Dissertation über Martin Heideggers Existentialphilosophie abschloss; zudem der Beginn einer schwierigen Beziehung mit dem jüdischen Lyriker Paul Celan, der nur knapp dem Tod durch die Nazis entkommen war und Bachmanns Leben und Werk tief prägen sollte. Die humoristischen Geschichten über den Alltag des Oberlandesgerichtsrats Floriani und seiner Familie aus dem Wiener Mittelstand passten nicht so recht zum Karrierestart einer ambitionierten jungen Autorin.

Die damals in den USA bereits erfolgreiche Form des Radiodramas als Serie, die Soap Opera, schlug auch in Österreich ein und macht „Die Radiofamilie“ zur beliebtesten Sendung der Nachkriegszeit. Anfangs wurde sie jeden zweiten Samstag um 21.30 Uhr gesendet, wegen des grossen Erfolgs aber schon bald im Wochenrhythmus. Sie nahm die Hörerinnen und Hörer mit zur Familie Floriani an der Taubengasse 18, an die gemeinsame Geburtstagsfeier des 12-jährigen Wolferl und seiner Tante Liesl, begleitete die Familie zu einer Kunstausstellung und verfolgte eine Diskussion über Koedukation. Neben familiären und privaten wurden auch politische Themen verhandelt wie die Entnazifizierung, der Wiederaufbau und die Korruption. Das von der US-Besatzungsmacht vorgegebene pädagogische Ziel der Sendung war, eine optimistische Lebenseinstellung in amüsante Geschichten zu verpacken. Ingeborg Bachmann, die sich in dieser Zeit literarisch mit den seelischen Wunden des Krieges auseinandersetzte und in „Entfremdung“ dichtete: „Ich kann in keinem Weg mehr einen Weg sehen“ – musste für „Die Radiofamilie“ eine humoristische Alltagssprache mit Bodenhaftung finden. Dies ist ihr erstaunlich gut gelungen, selbst bei dem für sie heiklen Thema der Nazi-Mitläufer. Bachmanns Vater war selbst 1932 in die NSDAP eingetreten. Die Schuld der Väter zieht sich als düsteres Thema durch ihr Werk bis zum „Todesarten“-Zyklus. In der „Radiofamilie“ ist Onkel Guido „ein Trottel, der auf den Hitler hereingefallen ist“, wie so viele andere. Das hört sich im Dialog mit seinem Halbbruder Hans Floriani so an:
„Guido: In mir war immer etwas Faustisches, ein deutsches Schicksal, ja...
Hans: Erwähne mich lieber nicht an dein deutsches Schicksal. Du weisst, in dem Punkt bin ich empfindlich. Nach wie vor.“

Guido: (leicht gekränkt) Bitte, bitte, ich hab halt zuerst geglaubt, dass die sozusagen den Nihilismus des 20. Jahrhunderts überwinden würden. (...) Du musst doch zugeben, dass man damals sehr – wie drücke ich mich aus – empfänglich war. (...) Aber das Faustische, das ist doch wohl erlaubt, in einem höheren Sinne, im goethischen, meine ich.

Hanni: Onkel Guido, wir sollen jetzt den Faust lesen, du, der war aber ganz anders als du!“

Mit ihren spontanen Bemerkungen entlarven die Kinder Floriani so manche Attitüde der Erwachsenen und verleihen der etwas biedereren Familienidylle eine frische Leichtigkeit. Dies zeigt sich in der Folge 54, als die Florianis in der Stadt von einem Regenguss überrascht werden und auf der Suche nach einem schützenden Dach ungeplant in die Eröffnung einer Ausstellung über moderne Kunst geraten. Während die Eltern etwas ratlos vor den Bildern stehen, beobachtet die 16-jährige Tochter fasziniert das Vernissagepublikum und fragt: „Du Papa, glaubst, schau, der in der Schnürsamthose ist ein Künstler? Er sagt, er hat eine ‚Abstraktion in Blau‘ hängen.“ Wolferl erklärt seinem Vater, was auf den Bildern zu sehen ist, und bittet ihn dann, eines zu kaufen: „Die sind viel schöner und gar nicht so dumm wie der Hirsch, den wir damals aus dem Dorotheum mitgebracht haben.“

Die treffsichere Alltagssprache dieser mittelständischen Familie ist einmalig in Bachmanns Werk und lässt „Die Radiofamilie“ als heiteres Gegenstück zum Nachkriegsfilm „Der dritte Mann“ erscheinen, der Wien als düsteren Umschlagplatz von Spionen, Schmugglern und Mördern zeichnet. Das Heitere sollte im späteren Werk der Dichterin allerdings nicht mehr vorkommen. Im Gegenteil zitiert sie in ihrem „Malina“-Roman gerade den „Dritten Mann“ im Kontext der Schuld der Väter. Der Österreich-Patriotismus der amerikanischen Kulturpolitik habe sich wohl nicht mit dem „Lastbewusstsein“ Bachmanns von der politischen Vergangenheit des Landes vereinbaren lassen, vermutet der Herausgeber Joseph McVeigh. Dennoch ist die Soap Opera im Werk der Bachmann kein Ausrutscher, sondern der Versuch, dem Gewicht der Welt mit Leichtigkeit beizukommen.

Susanne Schanda

Ingeborg Bachmann: Die Radiofamilie. Herausgegeben von Joseph McVeigh. Suhrkamp 2011. 412 Seiten, Fr. 37.90.

(NZZ am Sonntag, 29. Mai 2011)